

Nicht weniger als 15.000 Mann unter General Yoshima-Yamada, denen weitere 8000 als Rückhalt folgten, wurden zum Sturm angeführt gegen die wirtlichen Trümmerhaufen, die den Verteidigern nicht den geringsten Schutz mehr boten, und zwischen denen fliehende Wesen ein bequemes Durchmarschieren gestatteten. Um Mitternacht begann der erbitterte letzte Nahkampf, ein Wirgen im Finstern, wobei Handgranaten eine große Rolle spielten. Der erste Angriff wurde noch mühsam abgelenkt, aber beim zweiten überannten die Japaner unsere dünnen Linien, und das war ein Glück, weil dadurch viel unnützes Blutvergießen erspart wurde. Als erstes fiel um 2 Uhr morgens das in der Mitte der deutschen Landbefestigungen gelegene Infanteriewerk III, und nun konnten die Japaner unter wilden Wankrufen in hessen Säufen in die Stadt stürzen und zugleich unsere anderen Werke in der Kniele pöden. Deren Befestigungen wollten sich erst durchschlagen, fanden aber jeden Ausweg schon durch Maschinengewehre versperrt, und so blieb nur die Einstellung des hartem und ehrenvollen

Als im vorigen Jahre bald nach Kriegsbeginn die ersten weiblichen Straßenbahnschaffnerinnen in Berlin auftauchten, gab es ein lautes neugieriges Anstarren und Bliden nach den Frauen in grauem Straßenbahnrod und Schaffnermütze, die den Dienst auf den Anhängerwagen verrichteten, Fahrtscheine abriffen, klingelten und mit drohlich hochklingender Stimme von der Hinterplattform aus, wo sonst nur tiefer Schaffnerhoh könte, die Haltestellen ausriefen. Zuerst war



Ein Vortrag in der Schule für Schaffnerinnen.

es nur die Frauen eingezogener Straßenbahner, die hier an die Stelle der Männer traten. Der fortschreitende Männermangel hat jetzt die Straßenbahngesellschaft veranlaßt, auch andere weibliche Hilfskräfte anzunehmen. Die Schaffnerinnen müssen eine kurze Lehrzeit durchmachen, sozusagen in die „Elektrische Schule“ gehen, ehe sie sich im praktischen Dienst erproben dürfen. In der Schule werden sie in kürzester Zeit in die Geheimnisse der Elektrizität eingeweiht, soweit sie für einen Schaffner wissenwert sind. Sie müssen die Signale lernen, mit den verschiedenen Stromschaltern vertraut sein und sich üben, im Notfall den Wagen mit einem Griff promlos zu machen. Auch die elektrischen Sicherungen und ihre Auswechslung wollen erlernt sein. Wenn auch im allgemeinen der männliche Wagenführer der „Beherrscher“ des Wagens bleibt, so kann es doch der Zufall ergeben, daß die Schaffnerin diese Honbarrisse vornehmen muß. Um in Fällen von Betriebsstörungen Hilfe herbeizurufen zu können, müssen sie telefonieren lernen — falls sie es noch nicht können. Wenn die Frauen eine Art theoretischer Prüfung über



Erklärung der technischen Einrichtungen eines Straßenbahnwagens in der Schule für Schaffnerinnen, die zur Vorbereitung der zum Heeresdienst eingezogenen Männer herangezogen werden.



Reisewagen vor einem Landbahnhof in Kiautschou.

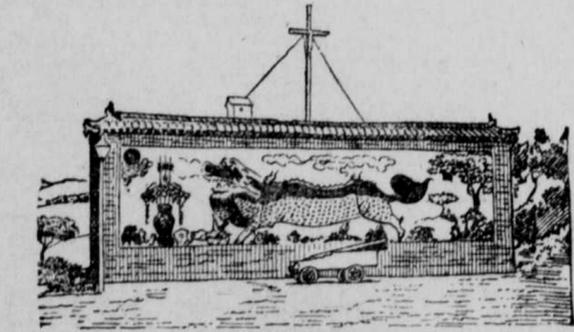
Kampfes übrig. Kurz vor 7 Uhr morgens kapitulierten Werk II und IV. Die Batterien waren schon vorher genommen worden; sie hatten ja kaum einen Schutz mehr, und so mußten die Verteidiger sich damit begnügen, selbst ihre Kanonen zu sprengen. Die beiden in Wert I und V befindlichen Marinestompag-



Das Reichspostgebäude in Tsingtau.

nien hielten sich trotz des furchtbaren feindlichen Feuers hinter Sandfäden bis 10 Uhr und streckten erst auf Befehl die Waffen. Hier gab es die wenigsten Verluste. Dagegen war die Pionier- und Maschinengewehrskompagnie, die eine Stellung zwischen Werk III und IV innehatte, fast aufgerieben, und die am gleichen Platze befindlichen Oesterreicher hatten von ihren 200 Mann 140 verloren. Im allgemeinen waren aber die Blutverluste merkwürdig gering; es ging eben alles zu schnell. Schwere

ben erniedrigten. Von den Japanern wurden sie mit unverhohlener Beschachtung behandelt, von den übermächtigen Deutschen mit Rufen der Enttäuschung und Erbitterung empfangen. Sie rächten sich dadurch, daß sie in den zerstörten Häusern nach den übereinstimmenden Berichten von Ausgegangenen „stahlen wie die Raben“. Die Japaner waren höchst verwundert, daß sich kaum 3500 Deutsche zum Transport meldeten, und suchten immer noch mehr, weil sie sich angesichts der hartnäckigen Verteidigung gar nicht denken konnten, daß nicht mindestens 10.000 Mann in der Festung seien. Der deutsche Verlust belief sich auch nur auf etwa 180 Tote und 400 Verwundete, während der Sieger auf 8—12.000 Mann angegeben wird, was wohl sicher übertrieben ist. Jedenfalls ist aber Tsingtau den Japanern nicht billig zu stehen gekommen. Große Beute haben die Japaner in Tsingtau auch nicht gemacht, denn alle Befestigungen, Hafenanlagen und Geschütze waren gesprengt, alle Schiffe versenkt, die Munition gänzlich verschossen, die Gewehre verbrannt, die blanken Waffen zerbrochen, und in der Gouverneursstube sollen ganze 67 Centes vorgefunden worden sein, da man sämtliche Banknoten verbrannt und das Gold- und Silbergeld schon früher fortgeschafft hatte. Zum Gouverneur der Stadt wurde General Ramio ernannt, Tsingtau selbst im Fujishima umgetauft. Der Jubel in Japan über die endlich geglückte Eroberung war groß, aber eine stolze Waffentat war diese Bezwingung eines schwach besetzten Platzes mit 15facher Uebermacht nach sechswochigen Ringen wahrlich nicht. Gerechterweise soll zugegeben werden, daß der ungleiche Kampf von den Japanern in durchaus ritterlicher und einwandfreier Weise geführt worden ist. Ebenso haben sie ihre deutschen



Die Chinesenmauer in Tsingtau.

ten Herzens hatte der tapfere Kommandant, selbst leicht verwundet, um 7 Uhr die Forts sprengen lassen. Jede Verteidigungsmöglichkeit hat eben ihre natürliche Grenze, und jetzt erwuchs die heilige Pflicht, weitere zwecklose Menschenschlächtereien zu vermeiden und die Ueberlebenden durch kluges Nachgeben zu retten, das in solchen Fällen mutiger Tat gleichkommt. Wie haben kletterten die Kiautschou 3 — 773

Gefangenen sehr gut behandelt, um gleich besser als die alten Kulturvölker Englands und Frankreichs die übrigen. Ob dem wirklich vornehme Gesinnung und Anerkennung feindlicher Tapferkeit zugrunde lag, ob nicht vielleicht schlaue Berechnung oder der bloße Kitzel, sich angesichts der europäischen Grauel als gefittetes Kulturvolk aufzuspielen, läßt sich heute noch nicht entscheiden.

Humoristische Schilderung eines Unterstandes.

Ein Feldgrauer schreibt: Es ist mir gegangen, wie es wohl allen gehen wird, die ihn noch nicht gesehen haben: ich habe den Unterstand mit laienhaftem Unverständnis für etwas ganz anderes gehalten, als er wirklich ist. Ich habe nämlich geglaubt,

aber das Holz dazu liegt da und schützt uns davor, auf der blanken Erde zu liegen, die meist etwas feucht ist. Wir haben gefälschte Dedeln, kunstvoll mit Balken ausgelegt, alles ganz anders gehalten, als er wirklich ist. Die letztere hat der letzte

Aus Nordfrankreich.



Fransösischer Bauer: Uns ging's schlumm, Emilie, wenn wir die deutschen Barbaren nicht hätten!

ehe ich ins Feld kam, daß ein Unterstand mindestens mit Unterstellen zusammenhängt, aber ich unterstehe mich heute nicht mehr, eine derartig irrtümliche Meinung zu haben, denn Lucius a non lucendo: ein Unterstand müßte eigentlich Unterlage heißen, weil man in ihm nur liegen, nicht stehen kann, wenigstens nicht gerade oder nur mit Gefahr, sich den Kopf an einem Balken einzurammen. Was bekanntlich wenig angenehm ist. Danach wird man sich also den Unterstand als eine etwas weniger hohe Wohngelegenheit vorzustellen haben. Denn das letztere ist es. Er ist die Wohnung des Soldaten, solange er zur Besatzung eines Schützengrabens gehört, und ist in Folge dessen je nach den Kunstfertigkeiten und Ansprüchen der Erbauer mit mehr oder weniger Komfort ausgestattet und eingerichtet, immer mit dem Endzweck, daß er bei möglicherst Raumausnutzung alles vereinigt, was eine großstädtische Wohnung bietet, wenn man auf Küche und andere Nebengelegenheiten verzichtet.

Aber sonst hat der Unterstand alles, was man in Berlin W mit teurer Miete bezahlen muß. Wir haben z. B. Parkettboden. Er ist nur noch nicht ganz fertig, er müßte noch gehobelt, gewachst und gebohnt werden,



Wie es! Immer rin, 's ist noch genug Platz dal!

trägt. Die Zentralheizung — ja, das ist eine besondere Frage. In unserem Unterstand herrscht noch das Büchlingsystem. Wir sind uns beim Schlafen so nahegerückt, daß wir uns nicht nur zentral, sondern auch diagonal wärmen und den Ofen, der bei uns fehlt, gar nicht vermischen. Wir sparen dadurch auch den Kerger mit der Beschaffung von Feuerungsmaterial, der Wärmeregulierung und die Reparaturkosten. Außerdem stellt sich die Anlage wesentlich billiger als in einem Berliner Mietbause, und wir können daher die Kaummiete wesentlich niedriger halten.

Raumverschwendung gibt es freilich bei uns nicht. Jeder Unterstandsbewohner hat etwa ein Kubikmeter für sich, genug, um darin zu wohnen, zu essen, zu schlafen und zu lesen oder zu schreiben, wenn er nicht einige dieser Beschäftigungen bei entsprechender Witterung in den Schützengraben verlegen will. Er erhält außerdem die Beistadt unentgeltlich geliefert. Sie besteht aus einer, hygienisch durchaus bewährten Unterlage von Erdboden oder Holz, worüber sich eine Matratze wölbt, die aus jenem gelieblichen Material besteht, das mancher angeblich im Kopf haben soll, meist aber nur im Sommer auf dem Kopfe trägt, nämlich Stroh. Es hat ebenfalls den Vorzug der Billigkeit, fällt nicht durch Plagen der Federn lästig wie eine schlechtpreparierte Matratze und läßt sich leichter von Ort zu Ort tragen. Kopfkissen stellt man zweckmäßig aus demselben Stoff, aus dem allen Inassen gewählten Formstier oder auch nach Geschmack aus Holzbreitern her, während man statt der beiden Mäntel oder Zeltbahnen benutzt. Steppdecken haben sich wegen der mitzuführenden Last nicht bewährt, sind auch außer Mode gekommen. Bei warmer Witterung ist es ohnehin zweckmäßiger, sich mit den natürlichen Gaben zu behelfen, d. h. bei Rückenlage die entgegengesetzte Körperhälfte zum Zubeden zu verwenden. Wenn man einige Wochen im Schützengraben zugebracht hat, verlangt man gar nicht nach einem anderen Schlafsalen, und ich fürchte sehr, daß nach dem Kriege der Bedarf an Schlafzimmern sehr zurückgehen wird. — In ähnlich praktischer Weise ist unser Wohn- und Speisezimmer ausgestattet, wobei die alte Vorschrift von der Einheit des Ortes streng bewahrt wird, denn es ist mit dem Schlafzimmer eins. In der Hauptkuche nimmt Speisetisch und Büffet den vorhandenen Raum ein, in unserem Unterstand trefflich durch Kornstier und Kochgeschirr vertreten. Man denke nur, wieviel Hausfrauen-ärgere oder nichtstandsgewöhnliche Möbel, zerbrochene Biervasen und dergleichen wir dabei sparen. Außerdem fehlen uns niemals die Schlüssel, weil wir keine haben. Tischstücher und Servietten, Eßbestecke und andere Bedarfsgegenstände werden von uns in Taschenform mitgeführt, soweit sie nicht in homerisch einfacher Weise durch die zum ledernen Mahle erhobenen Hände erlegt werden. Auf Stühle legen wir keinen Wert, seitdem unsere Freundschaft mit der Türkei uns gelehrt hat, daß man sehr wohl ohne Stuhl auf seinen Reinen sitzen kann. Auch hier folgen wir übrigens vielfach klassischen Vorbildern, indem wir zur Einnahme der Mahlzeiten und bei den Symposien zu deutsch: Trintgelegen, malerisch lagern. Auch hier-

Ein Tropfen Benzin. (Zu drei Bildern.)



Ahl! Da kommt ein deutsches Entschiff! Na, das wird —



unfernen nicht im geringsten aus der



— Ruhe bringen! —

fügen ich mich doch nicht unterfangen möchte. Ich verrote deshalb auch nicht, daß wir einen Musiksalen mit Mundharmonika, Maultrommel, Zungenpfeife und diversen nicht zugelassenen Rassen haben, daß wir ausreichend mit Schreibgelegenheiten ausgestattet sind, Rauchzimmer und Speisezimmer besitzen — in letzterem liegen stets die neuesten Darbietungen der verkloffenen vier bis sechs Wochen auf — und daß nur unser Badezimmer etwas klein ist, da es nur aus einem einigermäßen einwandfreien Eimer besteht.



Im Karstgebiete der Herzegowina wird eine Hautige unter großer Anstrengung auf eine beherrschende Höhe geschleppt.